

EIGENINITIATIVE UND SOLIDARISCHES HANDELN: DIE ZUKUNFTSFÄHIGKEIT KOMMUNITÄRER PROJEKTE

Heiner Keupp

Mütterzentren verdanken ihre Entstehung einerseits einem gesellschaftlichen Umbruch, der mit Stichworten wie Individualisierung, Pluralisierung oder Globalisierung nur unzureichend benannt ist, und andererseits einer aktiv gestaltenden neuen Kraft. Der Umbruch hat familiäre Lebensformen, das Geschlechterverhältnis, die Erwerbsarbeit und die Subjekte in ihren Vorstellungen vom richtigen und guten Leben tiefgreifend verändert. Dieser Umbruch vollzieht sich nicht nach einem rationalen Plan. Er hat eine offene Prozeßdynamik, die einer gestalterischen Initiative bedarf. Die Frauenbewegung vereinigt in sich eine Vielzahl von aktiven Frauen, die sich in Projekten und Initiativen die Gestaltung dieses Umbruches zum Ziel gesetzt haben. Eines dieser Projekte hat die Mütterzentren geschaffen. Bei genauer Betrachtung haben sie einen Ideen- und Erfahrungspool geschaffen, der ans „Eingemachte“ professioneller Selbstverständlichkeiten geht.

DER GRUNDRISS DES SOZIALEN VERLIERT SEINE FACON

Phasen gesellschaftlicher Veränderung spüren wir vor allem dadurch, daß die bislang als selbstverständlich angesehene Ordnung ihre Selbstverständlichkeit zu verlieren droht. Der Grundriß unseres Denkens und Handelns, der uns die Illusion einer unverrückbaren natürlichen Ordnung ermöglicht hat, wird in Frage gestellt werden. In einer solchen Phase der Irritation befinden wir uns. Diese Verunsicherung stellt die Grundprämissen der hinter uns liegenden gesellschaftlichen Epoche grundlegend in Frage, in der wir - wie Burkart Lutz es schon 1984 aufgezeigt hat - uns den „kurzen Traum immerwährender Prosperität“ geleistet hatten.

Zu diesen Grundprämissen gehörte die Vorstellung, daß gute psychosoziale Hilfe- und Dienstleistungen eine möglichst hochentwickelte Professionalität der Leistungen verlangt. Gegenüber einem Psychowildwuchs, der sich in den 70er und 80er Jahren entwickelte und der einen fragwürdigen Markt eröffnet hat, war die Formulierung hoher professioneller Standards sinnvoll und notwendig. Aber die Vorstellung, daß eine immer bes-

sere Qualität als Resultat einer fortschreitenden und möglichst durchgängigen Professionalisierung von Hilfeleistungen zu erwarten ist, ist in den letzten Jahren vielfach in Frage gestellt worden:

(1) Eine wachsende Selbsthilfebewegung hat ihren kritischen Ausgangspunkt in dem nichteingelösten Versprechen der allumfassenden Wirksamkeit professioneller Lösungsangebote. Selbsthilfegruppen haben ihren Ausgangspunkt oft in Enttäuschungen, die NutzerInnen professioneller Dienstleistungen erleben und sie zeigen häufig, daß sie für sich selbst die besseren Lösungen in Selbstorganisation entwickeln können.

(2) Professionelle Lösungen fördern häufig eine passive KonsumentInnenhaltung durch fertig geschnürte Hilfpakete und erzeugen damit ein System der „fürsorglichen Belagerung“. Die Folge ist eine „Enteignung“ von Problemlösungskompetenzen auf der Seite der Abnehmer dieser Fertigpakete.

(3) Das professionelle System teilt mit allen komplexen institutionellen Geflechten ein hohes Maß an Eigenbezüglichkeit: Das Kompetenzgerangel der unterschiedlichen Anbieter, die Zuständigkeitskämpfe der Professionen und Träger verbraucht sehr viel mehr Ressourcen, als die Orientierung an den alltäglichen Problemlagen der potentiellen oder aktuellen NutzerInnen.

(4) Unter den Vorzeichen knapper werdender öffentlicher Ressourcen ist das in der Prosperitätsphase häufig praktizierte Prinzip der Qualitätsverbesserung durch Ausweitung des Hilfesystems an seine Grenzen gestoßen. Die Beantwortung der Qualitätsfrage bleibt nicht mehr in der Souveränität der professionellen Anbieter selbst und ihrer wissenschaftlichen Unterstützersysteme, sondern wird an externe Kriterien gebunden, die meist betriebswirtschaftlich ausgelegt sind.

Das psychosoziale System hat seine heutige Gestalt vor allem in der 60er, 70er und 80er Jahren angenommen. Ein gewaltiger Professionalisierungsschub hat zu einer Vermehrfachung von professionellen HelferInnen geführt. In ihren Selbstlegitimationen haben sie Reformziele formuliert, die gleichwohl in die Grundstruktur bewährter sozialstaatlicher Lösungsmuster eingefädelt wurden. Mehr als hundert Jahre Sozialstaat haben sich in unseren Erwartungen an und Haltungen zur Sozialpolitik als Muster

festgesetzt. Die *bestehende Sozialpolitik* wird von spezifischen Leitbildern und Menschenbildannahmen geprägt, die wie konditionierte Reflexe funktionieren. Ihre kritische Überprüfung ist überfällig:

(1) "Kinder in Not": Ohne eigenes Verschulden in Not geratenen Menschen gegenüber, die unfähig sind, ihr eigenes Leben zu bewältigen, ist sozialstaatliche Hilfe erforderlich. Die Konstruktion von Fürsorglichkeit ist die Basis der Produktion einer Haltung "fürsorglicher Belagerung".

(2) "Entstörung": Sozialpolitik hat die Funktion sozialer Kontrolle abweichenden Verhaltens zu erfüllen. Unangemessene Verhaltensweisen/Persönlichkeitsstrukturen sind zu korrigieren oder zu therapieren bzw. veränderungsresistentes Störpotential ist so zu verwalten, daß es gesellschaftlich möglichst wenig Schaden anrichtet.

(3) "Das Kind ist schon in den Brunnen gefallen": Sozialpolitik wird wirksam, wenn sich Probleme manifestiert haben. Dieses "kurative Modell" konzentriert sich auf Kompensation/Reparatur von Krankheit, Behinderung, psychischen Störungen.

(4) "Symptomträger ist immer das Individuum": Dienstleistungen staatlicher Sozialpolitik erfordern die Individualisierung der Probleme. Nur Notlagen, Symptome oder Leidenszustände, die eine einzelne Person geltend machen kann oder ihr zugerechnet werden können, sind sozialstaatlich bearbeitbar.

(5) "In den Blick gerät nur, was eine Person" nicht kann. Sozialstaatliche Leistungen gehen immer von Defiziten und nicht von Ressourcen aus.

Die Maßnahmebündel und Dienstleistungen, die aus diesen Annahmen folgen, haben keinen unwesentlichen Anteil an der immer wieder kritisch konstatierten passiven und individualistischen Konsumhaltung der BürgerInnen der Bundesrepublik gegenüber den wohlfahrtsstaatlichen Leistungen. In manchen Kritiken werden sie wie verwöhnte Wohlstandskinder karikiert, die nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht seien, aber nicht dazu bereit wären, etwas für die Gemeinschaft zu geben. Die individualistische Haltung gegenüber wohlfahrtsstaatlichen Leistungen ist aber letztlich in der Logik bestehender sozialpolitischer Leistungsstrukturen selbst begründet: Kodifiziert sind an individuelle Leistungen gekoppelte

individuelle Rechtsansprüche auf staatliche Risikosicherung. Bestehende Sozialpolitik sozialisiert die BürgerInnen zu einer solchen Haltung. Diese Sozialisationsfunktion staatlicher Sozialpolitik steht offensichtlich in Zeiten neoliberaler Wirtschafts- und Sozialpolitik zur Disposition und wird demontiert. Allerdings in Form einer völlig unangemessenen Kritik an den NutzerInnen der Leistungen staatlicher Sozialpolitik.

Eine alternative Herangehensweise an ein Zukunftsprojekt Sozialpolitik müßte stattdessen von jenen basalen Prozessen ausgehen, die mit der genaueren Analyse alltäglicher Lebens- und Krisenbewältigung ins Zentrum rücken. Eine zentrale Aufgabe von Sozialpolitik ist die Herstellung bzw. die Ermöglichung gesellschaftlicher Solidarität. Wenn dies konsensfähig ist, dann zielt die nächste Frage auf die sozialpsychologischen Bedingungen von Solidarität im Alltag, nennen wir es "Alltagssolidarität". Hiermit begeben wir uns auf die Ebene des alltäglichen Umgangs mit Krisen, Risiken, Krankheiten und Behinderungen und dem individuellen oder mikrosozialen Umgang mit diesen Problemlagen: Welche Ressourcen können aktiviert werden, um mit ihnen möglichst effektiv umgehen zu können? In der Erforschung dieser Prozesse ist die zentrale Bedeutung sozialer Netzwerke ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Die Bewältigung von Problemlagen wird entscheidend von den sozialen Unterstützungsressourcen bestimmt, die aus dem jeweiligen Netzwerk mobilisiert werden können. Jede sinnvolle Gesundheitsförderung oder präventive Sozialpolitik muß deshalb auch Netzwerkförderung sein. Die heute relevanten Netzwerke sind in abnehmendem Maße die "traditionellen Ligaturen", also Familie, Verwandtschaft oder Nachbarschaft. Sie verlieren in dem tiefgreifenden Prozeß an gesellschaftlicher Individualisierung an Gewicht. Bedeutsamer werden dagegen neue Formen des Knüpfens sozialer Netzwerke: "Posttraditionale Ligaturen" oder "Gemeinschaften". Darunter sind Selbsthilfegruppen, selbstorganisierte Initiativen, Freiwilligenagenturen, aber auch Mütterzentren.

Mütterzentren bilden eine Art Brückeninstanz zwischen jener Kultur der Frauen, in der traditionellerweise und meist abseits von öffentlicher Wahrnehmung Netzwerkarbeit geleistet hat und der neuen Frauenbewegung, die mit gewachsenem politischem Selbstbewußtsein und dem Anspruch auf Selbstorganisation das Handeln von Frauen im öffentlichen Raum sichtbar zu machen. Hildegard Schooß hat diese Brückenfunktion der Mütterzentren klar formuliert: „Mütterzentrums-Frauen wollen einen

selbstbestimmten Raum schaffen, wo sie sich einen Alltag organisieren, in dem sie ihren eigenen Rhythmus entwickeln und Arbeit mit Leben so verbinden können, daß sie weder unter der Isolation in der Kleinfamilie leiden noch sich mit der Vielfachbelastung von Berufs- und Familienarbeit überfordern müssen. Darüber hinaus wollen sie das Lebens- und Lernfeld Familie und Haushalt, Gemeinwesen und Alltagspolitik sichtbar werden lassen und eine öffentliche Anerkennung dafür erreichen“ (1996, S. 232).

DIE TRADITIONELLEN PRODUZENTINNEN VON GEMEINSINN

Der kommunitaristische Diskurs erfindet ein Problem, das Frauen schon deshalb gar nicht so besonders aufregend und beachtenswert finden, weil sie es schon über Generationen in spezifischer bearbeiten mußten: Durch ihre alltägliche Beziehungsarbeit haben sie den sozialen Flickenteppich geschaffen, ohne den kein "Staat zu machen" wäre. Laura Balbo, eine italienische Politologin, spricht in diesem zusammen von der "Dienstleistungsarbeit" der Frauen, sie verwendet zur Charakterisierung die auch mir sehr sympathische Metapher des "Patchworks". Die Bilder und die Geschichte des Patchworks hält sie für besonders geeignet, um die alltäglichen Sozialleistungen von Frauen zu beschreiben: "sie eignen sich zur Beschreibung der vorhandenen Mittel, der Methoden, sie zu 'bündeln', der Tricks und Strategien, die angewendet werden, um zu überleben, der sozialen Unterstützungsnetze, der Kultur der Bedürfnisse und Dienstleistungen" (Balbo 1983, S. 181). Es geht also um die aktive Verknüpfungs- und Vermittlungstätigkeit von Frauen, die im Zusammenfügen von Fragmenten immer wieder erst sozial verlässliche Kontexte, also Gemeinsinn herstellen. Reproduktionsarbeit können wir das auch nennen.

Diese Art von Arbeit ist vielen klugen Analytikern der modernen Industriegesellschaften entgangen. Bei ihnen werden entweder traditionelle Ligaturen, also Einbindungen, Zugehörigkeiten, Werte und Normen untersucht, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt bis in die jüngste Vergangenheit garantiert hätten. Oder es wird die sozialpolitische Staatstätigkeit herausgestellt, die im Zuge immer neuer Modernisierungsschübe an die Stelle traditioneller sozialer Systeme treten. Aber in beiden Modellen wird der Herstellungsaspekt unterschlagen, ohne den letztlich die Entstehung von Vergemeinschaftung überhaupt nicht denkbar wäre.

Es ist die freiwillige und unbezahlte Dienstleistungsarbeit der Frauen, die den Kitt unserer Gesellschaft garantiert. "Insbesondere 'leisten' die Frauen in der Familie als Gattinnen, Mütter, Töchter, aber auch als Großmütter und Schwestern 'Dienste' für die übrigen Angehörigen" (ebd. S. 186). Dienstleistungsarbeit heißt in diesem Zusammenhang: "die Bedürfnisse jedes einzelnen zu interpretieren und zu definieren sowie Dinge herbeizuschaffen und zu produzieren, wobei stets Entscheidungen getroffen werden müssen, für die man Verantwortung trägt; Mittel zusammenzustellen, Prioritäten zu setzen, Wünsche zu erfüllen" (ebd., S. 187).

Frauen vermitteln zwischen den unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilsystemen und ihren unterschiedlichen Logiken (der Logik des Privaten und Intimen, der Logik des Profits und der Logik des staatlichen Dienstleistungs- und Fürsorgesystems). Sie schaffen Verträglichkeiten, Anschlüsse, Vor- und Nachsorge, sie sind die Hiwis von Kindergärten, Schulen, professionellen Gesundheitsleistungen und Pflegeleistungen. "Die Frauen sind es, die Kontakt zu den Lehrern halten, kranke Kinder oder Verwandte zum Arzt oder zu einer Untersuchung im Ambulatorium begleiten, ihnen beistehen, wenn sie im Krankenhaus sind. Die Frauen sind es, die enorm viel Zeit dafür aufwenden, für den täglichen Bedarf und fürs Wochenende einzukaufen und auf Ausverkäufe und Sonderangebote zu achten. Abgesehen von Zeit sind Kompetenz, Information und Anstrengung erforderlich, um zwischen den zahllosen Möglichkeiten auszuwählen und die Werbeanzeigen zu sondieren; auch viel körperliche Arbeit: heben, transportieren, einräumen. Pakete, Kisten, Dosen, Einkaufswagen im Supermarkt. Abfalltüten" (ebd., S. 188). Diese Art von Dienstleistungsarbeit bildet eine zentrale Voraussetzung für die Sicherung verlässlicher Strukturen des Alltagslebens, aber sie wird als selbstverständlich verbraucht und findet kaum gesellschaftliche Anerkennung.

Vielleicht müssen wir uns ja heute nur deshalb über Gemeinsinn und Alltagssolidarität Gedanken machen, weil Frauen das unsichtbare Patchwork von alltäglicher Gemeinschaftlichkeit, jenes Netz von Verknüpfungen in einer fragmentierten Welt, jene Basis jeder Sozialstaatlichkeit nicht mehr fraglos herstellen. Eine von der Emanzipationsbewegung in den 70er und 80er Jahren geprägte Generation von Frauen zeigt ihr Patchwork als wertvolles und zukunftsfähiges Produkt vor. Aus der Schattenarbeit soll öffentliche Tätigkeit werden, in der Frauen ihre Vorstellungen gelingender Familienarbeit und kommunitärer Lebensformen öffentlich durchsetzen

und sichtbar machen wollen. Zugleich erzeugen sie damit eine neue Kultur sozialer Arbeit, die den Grundriß klassischer sozialpolitischer Dienstleistungsproduktion in Frage stellt.

SELBSTSORGE UND NICHT SELBSTVERLEUGNUNG ALS BASIS NEUER ALLTAGSSOLIDARITÄTEN

Für diese neue weibliche Kultur sozialer Arbeit bin ich durch die Münchner Initiative „Treff + Tee“ aufmerksam geworden. An dieser Initiative läßt sich aufzeigen, unter welchen Bedingungen Gemeinsinn produziert wird, Gemeinsinn, der dadurch entsteht, daß Menschen sich auf den Weg machen, etwas für sich zu verändern, Lebenssinn zu stiften und sich dabei in das Leben und die Interessengeflechte ihrer kommunalen Alltagswelt einzumischen.

"Treff + Tee" hat mir von meiner ersten Begegnung an Eindruck gemacht. Als Mitglied des ersten Selbsthilfebeirates der Stadt München habe ich die Initiative an einem langen Sitzungsabend im Herbst 1986 kennengelernt, oberflächlich, als eine Antrag stellende Gruppe neben vielen anderen. Eine Mütterinitiative, bei der mir vor allem das Engagement und der Ernst in Erinnerung geblieben sind, mit der sie ihr Anliegen vortrug.

Ein Jahr später kam sie erneut mit einem Antrag, der einen bemerkenswerten Prozeß der Wachstums und der Differenzierung des eigenen Vorhabens zum Ausdruck brachte: Eine Initiative hatte sich offensichtlich stabilisiert, ihr Konzept weiterentwickelt und daraus Konsequenzen für ihren Finanzierungsantrag gezogen. Aus einem Mütterselfhilfezentrum war die Idee und der Anspruch eines Bürgerzentrums entstanden. Frauen vor allem, aber auch Männer, hatten in einem infrastrukturell unterversorgten Gebiet ein beeindruckendes Angebot an sozialen, kulturellen und Selbsthilfeaktivitäten entwickelt; sie investierten viel Energie und Lebenszeit; sie schufen ein dringend erforderliches stadtteilbezogenes Dienstleistungsangebot, das im Stadtteil ankam; und nun beantragten sie für ihre Dienstleistungsarbeit auch ein - durchaus bescheidenes - Stundenhonorar.

Bei mir hat sich Treff + Tee als Paradebeispiel für eine lebendige Initiativeszene in München ins Bewußtsein eingegraben. Oft fiel sie mir ein, wenn ich über Möglichkeiten und Grenzen von Initiativen nachdachte. Für mich ist sie vor allem auch ein Beispiel dafür, welche Innovationen die In-

initiativen- und Selbsthilfebewegung in die politische Landschaft der Bundesrepublik gebracht hat. Sie stellen eine bürgerschaftliche Antwort auf die spezifischen Anforderungen der "Risikogesellschaft" dar.

Was den Bürger-Treff München Süd kennzeichnet kommt in Äußerungen einiger ihrer interviewten Mitglieder am besten zum Ausdruck (Wolfgang Kraus und Waltraud Knaier (1989) haben für ihre Untersuchung im Auftrag der "Anstiftung" ein Interview durchgeführt, auf das ich freundlicherweise zurückgreifen durfte). Die Tragfähigkeit des selbstgespannten Netzes lebt davon, daß alle Beteiligten aus ihm etwas beziehen können, was für sie wichtig ist, ihren Interessen und Bedürfnissen entspricht. Das kommt sehr schön im folgenden Interviewausschnitt zum Ausdruck: "Es macht mir unheimlich Spaß in der Teestube mit den Frauen zu reden. Der Umgang mit den vielen verschiedenen Menschen; zu schauen, wo kann man was machen, was vermitteln, einfach zuhören, miteinander reden. Gestern war eine Frau da mit einem Baby, die ist hier neu zugezogen. Ich hatte das Gefühl, das tut ihr gut und mir tat es auch gut. Und auch so, wenn so Gruppen zusammen sind, zu sehen, daß Ideen da sind, die andere haben und die ich auch habe. Also, daß es so ein Verband, ein Netz ist. (...) Es entstehen wahnsinnig viele Ideen auch von anderen. Man braucht das praktisch nur antippen".

Kommunikative Angebote in einem solchen selbstorganisierten Treffpunkt zu machen sind Dienstleistung und Selbsthilfe zugleich. Die Dienstleistung in einem Neubaugebiet kommt in folgendem Interviewausschnitt gut zum Ausdruck: "Wir haben hier einen Treffpunkt errichtet, der Anlaufstelle ist für viele, die hier neuzugezogen sind, die eigentlich auf der Suche sind einmal nach Kommunikation, aber auch ein bißchen was tun dabei. Die sich ein bißchen verloren oder einsam vorkommen. Wenn ich so die jungen Mütter anschau". Und der Selbsthilfeaspekt kommt im nächsten Satz: "Ich habe soviel davon gehabt. Und der Kleine auch. Was gemeinsam zu machen". Eine andere Frau spricht in eindrucksvoller Weise an, was sie durch ihre Mitarbeit im Zentrum gewonnen hat: "Eine Zeit lang habe ich das Gefühl gehabt, ich bin abgestorben. Jeden Tag sitzt man da vorm Fernseher. Ich hab' gedacht, ich bin tot irgendwie. Da war kein Leben, nichts. Jetzt ist das Leben da, ich kann das auch weitergeben an die Familie. Da spielt sich jetzt auch wieder mehr ab. Da bin ich schon wirklich froh drüber". Geben und Nehmen finden zusammen. Die Bilanz muß stimmen. Und weil ich schon bei einem betriebswirtschaftli-

chen Begriff bin: Eine für die Gemeinschaft erbrachte Dienstleistung muß auch honoriert werden. Die "Ressour-ce Liebe", vor allem eine weibliche Ressource in der traditionellen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, darf nicht länger unentgeltlich von der Gemeinschaft in Anspruch genommen und kassiert werden.

Wir wollten nicht am grünen Tisch entscheiden, es ging schließlich auch um einen Präzedenzfall. Wir besuchten Treff + Tee an einem eiskalten Wintertag in ihren alten Räumen. Ich wurde zunehmend in meiner Überzeugung gefestigt, daß hier aus einer Selbsthilfegruppe zunehmend ein "Bürgerhaus von unten" entsteht. Alles, was ich aufnehmen konnte, schien mir dies zu bestätigen. Jede Stadt, in der solche Aktivitäten von Bürgerinnen und Bürgern ergriffen werden, kann stolz sein. Sie braucht keine künstlichen Implantate in die unbeackerte soziale und kulturelle Landschaft zu setzen. In meiner optimistischen Naivität habe ich damals überhaupt nicht verstanden, warum die öffentliche Förderung von Treff + Tee zunächst erhebliche Schwierigkeiten bereitete. War man mißtrauisch gegenüber Initiativen von unten? Stand hier eine Initiative quer zu einer politischen Bürgerhausidee, die damals propagandistisch durch die Stadt getragen wurde? Bei mir jedenfalls hat sich Treff + Tee als Paradebeispiel für eine lebendige Initiativenszene in München ins Bewußtsein eingegraben. Oft fiel sie mir ein, wenn ich über Möglichkeiten und Grenzen von Initiativen nachdachte. Für mich ist sie vor allem auch ein Beispiel dafür, welche Innovationen die Initiativen- und Selbsthilfebewegung in die politische Landschaft der Bundesrepublik gebracht hat.

Ich möchte meine Überlegungen zusammenfassen:

1. Initiativen vom Typ "Treff + Tee" und Mütterzentren sind Ergebnis und Antwort auf die "Risikogesellschaft". Traditionelle Bindungen werden von einem sich beschleunigenden gesellschaftlich Prozeß immer mehr aufgegeben. Initiativen stellen eine neuartige Form der sozialen Vernetzung im Alltag dar. Sie sind nicht das einfach sozial immer schon Vorgefundene. Sie sind eine spezifische soziale Leistung, in die Bedürfnisse und Wünsche der einzelnen eingehen. Hier ist nicht eine Gemeinschaft da, in die sich die einzelnen Subjekt integrieren müssen, sondern hier schaffen sich diese ihre Gemeinschaft nach ihren eigenen Vorstellungen und sie leben von den Wünschen nach Selbstverwirklichung.

2. In diesen neuen sozialen Netzwerken entstehen wichtige Quellen alltäglicher sozialer Unterstützung, die beim Umgang mit Krisen und Krankheiten, bei der praktischen Alltagsbewältigung und bei dem kontinuierlichen Prozeß der Identitätsarbeit von zentraler Bedeutung sind. Gemeinsinn ist hier kein abstraktes kulturell-moralisch definiertes Projekt, sondern er realisiert sich in dem Gebrauchswert für einzelne. Wer in seiner Kommune etwas für die Gesundheitsförderung tun will, der investiere in solche Initiativen.

3. In solchen kommunitären Initiativen werden zugleich Dienstleistungen und Selbsthilfe erbracht. Beides hat Anspruch auf öffentliche Förderung. Gerade die alltägliche Beziehungsarbeit von Frauen, ist eine fundamentale Dienstleistungsarbeit in unserer Gesellschaft, die nicht länger als kostenlose Ressource betrachtet werden darf. Initiativen zur Förderung von Gemeinsinn dürfen nicht als aktueller Versuch mißbraucht werden, erneut die Quelle anzupfen, aus der die Ressource Liebe sprudelt.

4. In diesen Projekten kommunitärer Selbstorganisation entsteht eine demokratische Alltagskultur, also das Zentrum der Zivilgesellschaft oder „die Seele der Demokratie“ (Beck 1997). Die gesellschaftliche Förderung von Selbstorganisation und "aufrechtem Gang". Sie sind "BürgerInnenhäuser von unten".

5. Initiativen dürfen mit Funktionen und Erwartungen nicht überlastet werden. Sie sind vor allem völlig ungeeignet, ein billigeres soziales Netz zu bilden, das den Sozialstaat aus der Verantwortung frei ließe. Sie sollen aber ein Ferment bilden, das kommunale Wirtschafts-, Sozial-, Gesundheits- Wohnungs- und Kulturpolitik zunehmend mit der Idee der Selbstorganisation durchwirken soll.

6. Die Projekte der Selbstorganisation wie Selbsthilfegruppen oder Projekte der Familienselbsthilfe stellen die etablierten Zuständigkeitsschneidungen zwischen Laien und Professionellen grundlegend in Frage. Notwendig ist ein kritisches Hinterfragen und eine Modifikation starrer berufsrechtlicher Zuständigkeiten. Fonds sollten für kommunitäre Projekte unabhängig von ihrem professionell-institutionellen Zuschnitt zugänglich sein. Entscheidungskriterium für die Vergabe öffentlicher Mittel sollte allein die Qualität der Dienstleistung sein.

7. In den kommunitären Projekten wird nicht nur für die unmittelbar beteiligten Personen solidarische Selbstsorge möglich, sondern hier sind die Werkstätten eines „demokratischen Experimentalismus“ (Brunkhorst 1998) entstanden, in denen zukunftsfähige Lösungen für eine sich dramatisch wandelnde Welt (vgl. Habermas 1998) erprobt werden und sich bewähren können. Hier wird im Sinne von Manuel Castells (1997) jene „Projekt-Identität“ entwickelt, die die Gestaltung der gesellschaftlichen Zukunft nicht den Dynamiken eines nicht mehr faßbaren globalisierten Finanznetzwerkes überläßt, sondern ihr eine selbstbestimmte Gestaltungsform zumißt.

LITERATUR

- Balbo, Laura: Crazy Quilts: Gesellschaftliche Reproduktion und Dienstleistungsarbeit. In: I.Kickbusch & B.Riedmüller (Hg.): Die armen Frauen. Frauen und Sozialpolitik. Frankfurt: Suhrkamp 1984, S. 179 - 200.
- Beck, Ulrich: Die Seele der Demokratie. Wie wir Bürgerarbeit statt Arbeitslosigkeit finanzieren können. In: Gewerkschaftliche Monatshefte, 49, 1998, Heft 6-7, S. 330 - 335.
- Brunkhorst, Hauke (Hg.): Demokratischer Experimentalismus. Politik in der komplexen Gesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp 1998.
- Castells, Manuel: The power of identity. Vol. II von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell 1997.
- Giddens, Anthony: Jenseits von Links und Rechts. Die Zukunft radikaler Demokratie. Frankfurt: Suhrkamp 1997.
- Habermas, Jürgen: Die postnationale Konstellation und die Zukunft der Demokratie. In: ders.: Die postnationale Konstellation. Frankfurt: Suhrkamp 1998, S. 91 - 169.
- Kraus, Wolfgang & Knaier, Waltraud: Selbsthilfeinitiativen und kommunale Selbsthilfeförderung. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1989.
- Schooß, Hildegard: Mütterzentren als Antwort auf Überprofessionalisierung im sozialen Bereich. In: E.Teufel (Hg.): Was hält die moderne Gesellschaft zusammen? Frankfurt: Suhrkamp 1996, S. 232 - 246.
- Mütterzentrum Salzgitter: Was ist los im Mütterzentrum? München: SOS Kinderdorf e.V. 1998.